

MARTIN BEYER

# Der Mond ist immer schön

*Eine Kurzgeschichte*

Er kannte das Estadio Chile gut. In den Katakomben hatte er sich auf seine Auftritte vorbereitet. Hier hatte er gescherzt und eine Spur zu laut gelacht. Die anderen Musiker kümmerten sich um ihre Instrumente, mit einer Sorgfalt, als hielten sie ihre Kinder in den Händen. Die zwölfsaitige *tiple* wurde gestimmt, die Flöten aus der Hochebene echoten durch die Gänge. Bis es dann nach draußen ging und alle Nervosität verflog. Die Liederfestivals dauerten bis spät in die Nacht, es wurde getanzt und gesungen, am Ende tummelten sich alle Künstler auf der Bühne und spielten gemeinsam für eine unersättliche Menge.

„Der Mond ist immer schön!“, hatte ihm die Frau mit dem weißen Haarkranz nach einem Auftritt im Estadio gesagt. Sie war alt, sehr verschwitzt, und sie keuchte vor Glück. „Deshalb sollte man immer so lange tanzen, bis er nicht mehr zu sehen ist.“ Das klang wie ein Befehl. Victor hatte gelacht, und er hatte sich in dieser Nacht vorgenommen, den Befehl der Alten zu befolgen.

Als er jetzt auf dem Boden lag, durchnässt vom Urin der Soldaten, die über ihm ihr Geschäft erledigt hatten, erinnerte er sich daran. Er musste wieder lachen. Der Offizier trat ihm gegen den Brustkorb, er krümmte sich zusammen. Zwischen ihm und dem blonden Kommandeur hatte sich eine besondere Beziehung entwickelt. Denn auch den Prinzen, so wurde der Kommandeur von den anderen Häftlingen genannt, auch den Prinzen kannte er bereits.

Sie waren sich nach einer Protestveranstaltung begegnet, über einhunderttausend Menschen standen auf der Avenida Bulnes und protestierten gegen ein Massaker in der Stadt Puerto Montt. Victor hatte auf einer wackligen Bühne ein Lied gesungen, das an dieses Massaker erinnerte,

breitbeinig stand er vor dem Mikrofon und brüllte mehr als er sang. Denn das Lied befeuerte den Zorn der Leute, sie brüllten zurück. Nach dem Auftritt war er von der Bühne gegangen, seine Frau Joan wollte ihn an einer Straßenecke mit dem Wagen abholen. Da kamen sie auf ihn zu, gut gekleidete junge Männer mit Pomadenhaar, einer von ihnen besonders auffällig mit seinen blonden Locken. Das gab es hier nicht oft. Er trug einen Kamelhaarmantel, um die Taille war ein breiter Gürtel geschnürt.

„Du bist der Sänger!“, sagte der Blonde. Sie umkreisten ihn. „In allen Dingen schläft ein Lied, ha, ha, ha, oder wie sagt man?“

„Selbst in den hässlichen Dingen“, antwortete Victor.

„Also gut, du kleine Nachtigall, reden wir nicht um den heißen Brei. Ich habe ein einmaliges Angebot für dich: Wie es scheint, hast du eine bestimmte Wirkung auf die Leute. Und an dieser Wirkung sind meine Vorgesetzten durchaus interessiert. Wir bieten dir an, für unsere Organisation zu singen. Es wird nicht zu deinem Schaden sein, wenn du verstehst, was ich meine. Solltest du jedoch ausschlagen, kann ich für nichts mehr garantieren. Denn du bist vielen ein Dorn im Auge. Auch mir – wenn du verstehst, was ich meine.“

Der Blonde im Kamelhaarmantel reichte ihm die Hand und grinste wie jemand, der immer schon weiß, wie sich die Dinge entwickeln werden. Also wusste er, dass sein Gegenüber die Hand nicht heben würde, dass er sich umdrehen würde, um zu gehen. Ein Auto bog um die Ecke, Victor stieß einen der Männer zur Seite und rannte los. Er riss die Tür zum Wagen auf, der 2CV fuhr quietschend los, verschwand. Der Blonde stand nur da, im Kreis seiner Leute, und hörte nicht auf zu grinsen.

Es war nicht klar, welche Rolle der Prinz bei diesem Putsch spielte. Im Stadion hatte er die Befehlsgewalt. Beinahe stündlich griff er zu einem Megafon und verkündete, worauf sich die Häftlinge einzustellen hatten.

„Eure Bewegung ist tot, sagte er. Allende ist tot. Der Möchtegern-Präsident. Mausetot. Wacht nicht wieder auf. Und wer das nicht begreifen will, der ist auch bald tot.“ Jedesmal, wenn er seiner rhetorischen Gewandtheit nicht zu trauen schien, griff der Prinz zur Pistole und schoss jemandem in die Brust. Das Satzzeichen am Ende seiner Reden.

Mit Victor ließ er sich mehr Zeit.

„Du wirst keine Gitarre mehr spielen!“, sagte der Kommandeur und ließ ihm beide Hände brechen. Der Blonde nahm eine Peitsche und zog sie Victor über den ganzen Körper. Aber der Schmerz hörte auf zu wach-

sen. Es schien Victor, als würde sein Körper immer mehr zu einem fremden Gegenstand, den er den Soldaten hinhalten konnte, ohne noch eine natürliche Bindung zu ihm zu haben. Viel stärker schmerzte die Erinnerung. Victor wunderte sich darüber, die Erinnerung ließ ihn nicht los. Sie war wie ein zäher Straßenköter, der sich hinlegen durfte, wo er will. Er erinnerte sich an die Demonstration nach dem Massaker von Puerto Montt, an die Versuchung der Pomadenjünglinge. Und jetzt, da er die lederne Peitsche in der Luft surren hörte, kam ihm ein anderes Bild in den Sinn. Er erinnerte sich an den Huf des Teufels.

\*

Die *citroneta*, der alte 2CV, hatte sie bereits durch das ganze Land gefahren. Victor, geschmückt mit seinem grünen Dufflecoat und der Schirmmütze, war auf der Suche nach den Liedern seines Volkes, er wollte sie sammeln, und er wollte die Gesichter der Menschen sammeln, die ihm begegneten. Seine Frau Joan steckte noch in britischer Kleidung, sie war ebenfalls auf der Suche. Sie suchte eine neue Heimat, und es schien, als sei sie in Chile doch noch fündig geworden. Sie fuhren häufig nach Lonquén, hier hatte Victor einen Teil seiner Kindheit verbracht. Er hatte immer noch Freunde dort, oder es waren neue Freunde, so genau konnte man das nie sagen. Einer dieser Freunde war ein alter Mann, der sein ganzes Leben damit verbracht hatte, Lassos aus Leder herzustellen. Die Lassos wurden an einen Nussbaum geknotet und geflochten. Der Alte hatte zärtliche Hände aus Stein. Es sagte ihm niemand, dass er mit dem Flechten aufhören und sich ausruhen solle, deshalb würde er bis zu seinem Tod weitermachen.

„Warum arbeitest du immer noch so viel“, hatte ihn Joan einmal gefragt. Das kann nur eine Europäerin fragen, dachte Victor. Hier fängt man als Kind mit der Arbeit an. Und es gibt wirklich niemanden, der einem sagt, dass man damit aufhören soll.

Der Alte antwortete: „Das beste Mittel gegen die Versuchung ist nicht, ihr nachzugeben, meine Taube. Das beste Mittel ist, sich mit Arbeit abzulenken. Die immergleichen Handgriffe, jeden Tag. Das ist es. Kommt mit, ich will euch was zeigen.“ Der Mann stand auf, sie gingen an Zypressenbäumen und den großen *hualles* vorbei, durchquerten ein verdorrtes Feld und rochen die harzigen *chilcas*. Der alte Mann schritt energisch voran, er

war drahtig, schlank, das weiße Haar kurzgeschoren, ein stoppeliger Bart. Sie erklimmen einen Hügel, der Alte wies auf einen mächtigen Stein, der eine seltsame, hufeisenförmige Einkerbung hatte, wie ein Siegel.

„Der Huf des Teufels“, sagte er. „Der Teufel war hier, das ist der Beweis. Es wäre töricht zu glauben, dass er sich nur in fernen Ländern aufhält, in Ägypten vielleicht. Er kann überall sein. Und was passiert, wenn man nicht vorbereitet ist? Wenn er plötzlich vor einem steht? Was passiert dann?“

Victor und Joan mussten lachen, das gefiel dem alten Mann nicht, er wirkte gekränkt. Sie entschuldigten sich und sagten, dass sie mittlerweile an andere Dämonen und an andere Heilige glaubten. An Dämonen und Heilige, die sie *wirklich* jeden Tag treffen könnten. Und auch sie gaben sich deshalb alle Mühe, darauf vorbereitet zu sein. Das besänftigte den Mann. Er führte sie wieder zurück, sie nahmen vor seiner Baracke Platz und sahen ihm dabei zu, wie er ein neues Lasso anfertigte. Später, im Auto, sagte Joan: „Ich nenne ihn ab sofort Antonius. Denn für mich ist er ein Heiliger, da gibt’s keinen Zweifel.“

„Ich weiß nicht, was das alles bedeutet, Joan“, sagte Victor. „Aber ich habe irgendwie das Gefühl, das hier könnte ein Anfang sein. Nur für was, das kapiere ich noch nicht.“ Und wieder mussten sie lachen, sie erreichten Santiago mit einem neuen Gesicht und einem neuen Lied in ihrer Sammlung. Und einem neuen alten Stück Heimat. Sie waren zufrieden.

\*

Zwei Soldaten zerrten seinen geschundenen Körper nach draußen. Auf Victors Stirn klaffte eine große Wunde, die Kleidung war zerrissen, er war beinahe nackt. Sie warfen ihn wieder auf den Boden, vor einer Gruppe von Häftlingen, die frierend auf den Stufen der Stadiontribüne saßen. Der Prinz kam hinzu, er fuchtelte mit der Pistole. Die Häftlinge wichen zurück.

„Hier ist er, euer Sänger“, sagte der Kommandeur. „Eure kleine Nachtigall.“ Er schoss in die Luft, um die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen. „Wollen doch mal sehen, ob wir aus ihm noch einen Ton herausbekommen werden. Mal sehen, was er uns jetzt noch für ein Lied vorsingen kann.“ Er ließ sich von einem Soldaten sein Megafon geben und hielt es Victor vor den Mund. „Na los, sing schon. Sing, kleine Nachtigall.“

Victor, der seit Stunden nichts mehr gesagt hatte, öffnete den vertrockneten Mund. Es bereitete ihm alle Mühe, etwas Speichel zu sammeln, aber dann brachte er einen Ton heraus. Er sang den ersten Vers von *Vencemos*, wir werden siegen. Das Lied ihrer Bewegung.

„Aquí va todo el pueblo de Chile!“ Mehr schaffte er nicht. Aber die Menge stimmte sofort ein. „Aquí va la Unidad Popular.“ Sofort nahm der Prinz das Megafon von Victors Mund, danach schoss er wieder in die Luft. Der Gesang verstummte augenblicklich. Der Offizier mit dem blonden Haar richtete die Waffe jetzt auf Victor, er drückte ab. Victor starrte in den Himmel. Es war Nacht geworden. Der Mond ist immer schön, dachte er, bevor er starb. Und in allen Dingen schläft ein Lied.

Selbst in den hässlichen Dingen, davon war er überzeugt.

**Dr. Martin Beyer** lebt als freier Autor, Dozent und Redakteur in Bamberg. In diesem Jahr wurde Beyer für die hier abgedruckte Geschichte mit dem Walter-Kempowski-Literaturpreis ausgezeichnet.

